

Sonderdruck aus:

Werner Jung / Sibylle Schönborn (Hgg.)

Praeceptor Germaniae
Christian Fürchtegott Gellerts
18. Jahrhundert

Festschrift für John F. Reynolds
zum 70. Geburtstag

AISTHESIS VERLAG

Bielefeld 2013

Werner Jung

Kein Ort. Nirgends.

Utopien und Robinsonaden – und ihre Kritik durch C. F. Gellert

In der ursprünglichen griechischen Bezeichnung steckt bereits, daß die Utopie, der u-topos, ein Nicht-Ort, also kein Ort ist und daher auch nirgends markiert werden kann. Keine Landkarte verzeichnet ihn, denn er ist in der Phantasie angesiedelt, im Innenraum; er ist die Umschreibung für jenes Reich, aus dem man bekanntlich nicht vertrieben werden kann. Hübsch klingt eine Formulierung Ulrich Meurers, der sich in einer Monographie unter dem Titel „Topographien“ mit Raumkonzepten in Literatur und Film der Postmoderne beschäftigt hat. Diese Werke, so Meurer, der dabei u. a. auf Paul Auster, Don DeLillo oder Peter Greenaway verweist, befänden sich „immer *auf dem Weg zum Raum*.“

Denn gerade der Postmoderne [...] ist bewußt, daß der reale Topos in der Kunst notwendig ein Utopos ist, ein unerreichbarer Grenzwert, und daß sich dennoch die Topographie dem Topos als ihrem Limes gleichsam unendlich zu nähern versteht.¹

Doch scheint mir zu kurz gegriffen, was hier im Blick auf postmodernes Schreiben und Filmen ausgedrückt wird. Seit jeher, könnte man vielmehr behaupten, versucht die Schrift, in erster Linie der erzählende Text, dem Raum der Utopie (s)einen Ort zuzuweisen. Vergeblich. Selbst Ernst Bloch, der Hoffnungsphilosoph und unermüdliche Utopiker, muß konzedieren, daß die Träume, „besser zusammen zu leben, [...] lang nur innerlich ausgedacht [wurden].“² Allerdings haben sie, fügt er sogleich hinzu, nichts Beliebiges an sich, sondern sind nach Art und Charakter durchaus abhängig von konkreten historischen Konstellationen, d.h. für Bloch, sie haben „ihren Fahrplan.“³ Und der ist in erster Linie durch die Zeit fixiert: „auch der noch so privat aufgehende Traum enthält Tendenzen seiner Zeit und der nächs-

1 Ulrich Meurer: *Topographien. Raumkonzepte in Literatur und Film der Postmoderne*. München 2007. S. 285.

2 Ernst Bloch: *Das Prinzip Hoffnung*. In: Ders.: *Gesamtausgabe* Bd. 5/1. Frankfurt/M. 1977. S. 555.

3 Ebd. S. 556.

ten Zeit in Bildern gefaßt, in allerdings auch hier überschießenden, fast allemal zum „Ur- und Endzustand“ überschießenden Bildern.“⁴ Gewiß eines der zentralen Verdienste von Blochs Philosophie ist die Herausstellung, daß Utopien immer Sozialutopien sind und zugleich, daß sie auf der Zeitleiste konkret zu verorten sind – irgendwann und nirgendwo. Kein Ort, nirgends. Je konkreter die Zeit, desto unspezifischer der Raum; d.h. durch die Partizipation der Utopie an ihrer (Entstehungs-)Zeit verliert sie wiederum den realen Boden unter den Füßen. Mit der Idee vor Augen – und basal hier die Einforderung des Naturrechts –, die historisch in die Zukunft projiziert wird, gerät der Blick auf und für die Topographie ins Abseits.

Und das gilt selbst noch für jenen Typ des Romans, der unter dem Titel Robinsonade irreführenderweise als Raumroman Karriere gemacht hat. Muster der Gattung ist Daniel Defoes 1719/20 veröffentlichter Roman „The life and strange surprising adventures of Robinson Crusoe“ – so der Kurztitel. Defoe hat für seinen Roman auf die Aufzeichnungen des schottischen Seemannes Alexander Selkirk zurückgegriffen,

der von 1704 bis zu seiner Rettung 1709 tatsächlich allein auf einer der drei Juan-Fernandez-Inseln westlich von Chile gelebt hatte und dessen Bericht 1712 oder 1713 veröffentlicht worden war.⁵

Der Roman ist von einer tiefen Paradoxie geprägt. Einerseits muß er nicht zuletzt als Gründungsakt dessen angesehen werden, was nachmals unter dem Titel Realismus gefeiert worden ist, denn Defoe führt einen konkreten einzelnen Menschen in seinen spezifischen Lebensumständen vor – und das Zauberwort lautet jetzt: Authentizität. Der Roman, so drückt sich Ian Watt aus, geht von der Prämisse oder elementaren Übereinkunft aus, daß er

ein vollständiger authentischer Bericht über menschliche Lebenserfahrung sei, und daß er deshalb die Pflicht habe, dem Leser solche Einzelheiten der Geschichte zu liefern, die ihn über die Individualität der agierenden Personen und die Besonderheit von Zeit und Ort ihrer Handlungen informieren – Einzelheiten, die durch eine Sprache von weit stärker instrumentalem Charakter geliefert werden, als sie in anderen literarischen Formen üblich ist.⁶

4 Ebd.

5 Werner Nell: *Atlas der fiktiven Orte. Utopia, Camelot und Mitteleuropa. Eine Entdeckungsreise zu erfundenen Schauplätzen*. Mannheim 2012. S. 108f.

6 Ian Watt: *Der bürgerliche Roman. Aufstieg einer Gattung. Defoe – Richardson – Fielding*. Frankfurt/M. 1974. S. 35.

Auf der anderen Seite jedoch bleiben die Raumbezüge völlig abstrakt und schematisch. Diesseits der Handlungen Robinson Crusoes, seiner Inselabenteuer, verbleibt der Raum in bloßen Andeutungen, worauf vor allem Erhard Reckwitz in einer großen Studie über die Robinsonade wiederholt hingewiesen hat:

Die Insel als Raum interessiert in der Robinsonade nur insofern, als sie in ihrer Relation zum Individuum, nämlich funktional als Überlebensraum, gesehen wird. Es wird daher ausdrücklich oder implizit vermerkt, ob sie ihm freundlich oder feindlich erscheint, ob sie Überlebens- oder Zivilisationsbemühungen notwendig macht und zuläßt oder nicht. Als zu beschreibender geographischer Raum dagegen bleibt sie weitgehend im Dunkel; durch die zum Ausdruck gelangenden Überlebensqualitäten wird wohl ein atmosphärisches Bild ihrer Beschaffenheit vermittelt, nicht aber ein genaues topographisches Bild.⁷

Anhaltend ist darüber diskutiert worden, ob es sich bei Robinsons Insel-Erfahrung um ein Exil oder ein Asyl handelt, wobei auch hier Reckwitz zuzustimmen ist, der in der Frage etwas nahezu Scholastisches erkennt. Die Raumaspekte bzw. -momente sind immer schon ‚aufgehoben‘; es geht nämlich einzig um die Innerlichkeit und das innere Befinden eines Subjekts, um die Zurückgeworfenheit Robinson Crusoes auf sich selbst. Das Ausgesetztsein auf der Insel und die Isolation forcieren geradezu die Auseinandersetzung mit dem eigenen Ich, rufen existenzielle wie metaphysische Nachfragen auf. Literatur ist Konstruktion, und Defoe gestaltet seine Versuchsanordnung so, daß er seinen Protagonisten eben *keinen* gefährlichen Raum erleben läßt. Nein, der Raum paßt, er ist angemessen; es geht keine Bedrohung von ihm aus, weil er ebenso klimatisch dem Westeuropäer entgegenkommt wie in Flora und Fauna eher heimisch aussieht. Ohne wilde Tiere und Pflanzen, ohne ein gefährliches, bedrohliches Klima und eine schreckliche Natur lebt es sich sehr gut. Ja, mit den vom Schiffswrack geretteten Werkzeugen kann Robinson zügig an Aufbau und Ausbau seiner Behausung gehen.

Die bloße Natur, d. h. die unmittelbar vorgefundene Umgebung, kann vom Westeuropäer entsprechend seiner von zu Hause mitgebrachten Vorstellungen und Anschauungen umgestaltet, nämlich kultiviert werden. Natur wird mehr und mehr von Robinson im Laufe der Jahre seines Inseldaseins zur Kulturlandschaft; der (gar nicht so wilde) Raum wird

7 Erhard Reckwitz: *Die Robinsonade. Themen und Formen einer literarischen Gattung*. Amsterdam 1976. S. 103f.

angeeignet, erobert und beherrscht, also von Robinson dienstbar gemacht. Und über allem thront der liebe Gott, läßt Defoe seinen Robinson ein beständiges Bekenntnis zu ‚ora et labora‘ entsprechend seiner protestantischen Gesinnung ablegen. Gott ist es, „der alles geschaffen hat“ (Defoe, S. 128), erkennt Robinson in seinen vielen einsamen Stunden, und sein Gottvertrauen läßt ihn auch nicht nur sein Schicksal ertragen, sondern vielmehr als weise göttliche Fügung positivieren. „Ich dankte Gott demütig und aus ganzem Herzen, daß er mich gelehrt hatte, in der Einsamkeit glücklicher zu sein als umgeben von Menschen und mitten in den Freuden der Welt; ich dankte ihm, daß er mir für die Leiden der Einsamkeit und die Entbehrung der menschlichen Gesellschaft reichlich Ersatz gegeben hatte durch seine Gegenwart und indem er meine Seele an seiner Gnade teilnehmen ließ, mich stützte und tröstete und ermunterte, hienieden allein auf seine Fürsorge zu vertrauen und auf seine ewige Gegenwart im jenseits zu hoffen.“ (Defoe, S. 156) Jetzt erst, heißt es an derselben Stelle weiter, sei er in der Lage, auf sein bisheriges „ruch- und gottloses“ Leben zurückzublicken. „Nun änderten sich meine Sorgen wie auch meine Freuden, ja meine Begierden wandelten sich, meine Neigungen wechselten ihr Ziel, und die Dinge, an denen ich Vergnügen fand, waren ganz anders als zu der Zeit, da ich hier ankam, [...]“ (ebd.) Tägliche Bibellektüre und die Erstellung eines Stundenplans geben dem Leben Halt und Struktur. (vgl. Defoe, S. 157f.) Hand in Hand gehen hierbei Utilitarismus und religiöses Empfinden, denn allein auf sich gestellt, am Nullpunkt der Existenz, wie es bei Reckwitz verschiedentlich heißt, begreift Robinson, daß wertvoll allein das Nützliche ist, keineswegs jedoch (dies mag als sanfte Kritik Defoes am beginnenden Kapitalismus der englischen Welt gedacht gewesen und von manchem Leser auch so verstanden worden sein) der pure Geldwert: „wertvoll für mich war nur das, was ich verwerten konnte. Ich hatte genug zu essen und alle andere Notdurft, was nützte mir alles übrige? Schoß ich mehr Wildbret, als ich verzehren konnte, so mußte der Hund es fressen oder die Würmer.“ (Defoe, S. 176) Zusammengefaßt dann: „Mit einem Wort, Natur und Erfahrung lehrten mich nach gehörigem Nachsinnen, daß das Gute auf der Welt nur so weit gut ist, als wir es brauchen können; und wenn wir auch für andere einen noch so großen Haufen zusammenscharren, wir haben davon gerade soviel, als wir brauchen können, und nicht mehr.“ (ebd.) Der gläubige Christ wertet seine Erfahrung der Einsamkeit und Isolation im Bewußtsein einer göttlichen Fügung zur beglückenden Erkenntnis um, nur das Positive im und am Leben zu sehen: „Ich lernte, meinen Zustand mehr von der hellen als von der düsteren Seite aus zu betrachten, mehr das zu bedenken,

was mich erfreute, als was mir mangelte, und derlei Betrachtungen gaben mir manchmal ein heimliches und ganz unbeschreibliches Glücksgefühl. Dessen ich hier erwähnen will, um es allen jenen Unzufriedenen vor Augen zu führen, die nicht mit Behagen genießen können, was Gott ihnen gegeben hat, weil sie immer nur sehen und begehren, was Gott ihnen nicht gegeben hat. Unsere ganze Unzufriedenheit über das, was uns fehlt, schien mir nur daraus zu entstehen, daß wir nicht dankbar genug sind für das, was wir besitzen.“ (Defoe, S. 177) Allerdings ist das nicht eben wenig, was Robinson Crusoe besitzt, immerhin eine veritable Insel, die er sein Eigen nennen kann: „ich war Herr über das ganze Gut, und wenn es mir gefiel, konnte ich mich König oder Kaiser nennen über das ganze Land, das in meinem Besitz war.“ (Defoe, S. 175) Wenige Seiten später gar läßt Defoe seinen Robinson sagen: „ich war absoluter Herr über die Leben meiner sämtlichen Untertanen“ (Defoe, S. 199) – mögen diese zunächst auch nur Ziegen sein. Dennoch verrät sich hierin eine Haltung, die schließlich nach Freitags Ankunft auf der Insel erneut druchbricht. Robinson ist sozusagen Stellvertreter Gottes auf Erden, er ist der unbedingte Herrscher und Souverän, dessen kulturelle bzw. zivilisatorische Überlegenheit vor dem Wilden, der dann allererst zum Christen gebessert werden muß, selbstverständlich ist. In erster Linie, sinniert Robinson dementsprechend, müsse in Freitag der „Grund für die Erkenntnis Gottes“ (Defoe, S. 287) gelegt werden, ja Robinson empfindet sich ausdrücklich als auserwählt, um „das Leben und [...] auch die Seele dieses armen Wilden zu retten und ihm einen wahren Begriff von der Religion und der christlichen Lehre beizubringen, damit er Jesum Christum erkennen möchte, [...]“ (Defoe, S. 292) M. a. W. ist auch hier wieder dieselbe Versuchsanordnung Defoes sichtbar: der überlegene christliche Europäer kann keinen anderen neben sich dulden; der andere ist kein anderer, kein Wilder oder Fremder, der in seiner Alterität wahrgenommen, begriffen und akzeptiert wird. Freitag ist nichts anderes als das ideale Erziehungsobjekt:

Sohn und Diener, Gefährte und Helfer. Einen Spiegel des Selbst: 26 Jahre war er selbst alt, als er auf die Insel kam, Fridays Erscheinen trifft mit dem Beginn des 26. Jahres des Aufenthalts zusammen, auf 26 Jahre schätzt er dessen Alter. Friday ermöglicht Crusoe den Eintritt in eine neue Phase seiner Existenz, die Entwicklung eines Erziehungsprojekts, das sowohl die Abkehr vom Kannibalismus wie die Einübung in zivilisiertes Verhalten und die Unterweisung in religiöse Grundlagen umfaßt. Defoe entwirft das Modell einer weitgehend konflikt- und gewaltfreien Begegnung, in der der zivilisatorisch Unterlegene

sich freiwillig unterwirft, um als gelehriger Schüler vom Überlegenen zu profitieren – [...].⁸

Zugespitzt formuliert: „Die ‚Erfindung des Anderen‘, die man Defoe zugeschrieben hat, ist zugleich auch schon dessen Auslöschung.“⁹ Es ist also keineswegs so, wie ein enthusiastischer früher Leser, Jean-Jacques Rousseau, in seinem „Emile“ behauptet hat, daß im Robinson Crusoe ein isoliertes, einsames Ich sich wieder seinem Naturzustand annähert.¹⁰ Nein, der einmal Zivilisierte und Kultivierte verbleibt in seinen Bahnen, findet nicht mehr historisch den Weg zurück; er ist, was er ist, auch noch am vermeintlichen Nullpunkt seiner Existenz. Einzig noch die derbsten kapitalistischen Auswüchse werden einer milden Kritik unterzogen, ansonsten verhält sich der Europäer auch auf der einsamen Insel wie gehabt. Im Gottvertrauen und mit der nötigen christlichen Ideologie armiert, geht er zügig an die Restauration eben jenes zivilisierten Zustands, den er auf dem europäischen Kontinent zurücklassen mußte, arbeitet sich mit den erhaltenen Werkzeugen und einem gehörigen praktischen Wissen daran ab, eben die Naturschranken zu überwinden, d.h. – mit Marx und einer nachfolgenden Terminologie – Natur in Kultur zu überführen, mithin zu zivilisieren. Der fremde Raum wird so zu einem liebenswerten Ort umgestaltet, ein Heim gebaut und schließlich sogar mit ästhetischer Raffinesse versehen; alles findet seinen rechten Platz, die Dinge – nun gut heideggerisch – werden eingeräumt, in eine Ordnung gebracht. Wo diese regiert, kann auch nichts mehr schrecken. Dadurch daß das Außen, der äußere Raum, erobert und pazifiziert worden ist, vermag er die tatsächliche Gefährdung im Inneren zu kompensieren; der befriedete Außenraum beruhigt das Innere – das verinnerte Äußere stellt ein ‚Pièce de Resistance‘ dar, es gibt Halt und Anhalt, bildet einen Schutzraum um die nackte Seele. D.h. noch einmal: Defoe weicht den tatsächlichen Gefahren und Gefährdungslagen dadurch aus, daß er seine Versuchsanordnung so konstellierte, daß sein isoliertes Ich innerlich fest in der Religion verwurzelt ist, daß Lage und Beschaffenheit der Insel nicht wirklich zu schrecken vermögen und daß schließlich auch keine Zweifel an der Überlegenheit der

8 Christian Kiening: *Das wilde Subjekt. Kleine Poetik der Neuen Welt*. Göttingen 2006. S. 241f.

9 Ebd. S. 243.

10 Jean-Jacques Rousseau: *Emile oder Über die Erziehung*. Vollständige Ausgabe in neuer deutscher Fassung besorgt von Ludwig Schmidts. Paderborn/München/Wien/Zürich 1981. S. 180f.

Zivilisation, an der Kultiviertheit des Westeuropäers aufkommen dürfen. Wen wundert es da noch, daß Robinson gemeinsam mit Freitag selbst nach 28 Jahren Inselleben sogleich, wenn sich die Möglichkeit hierzu bietet, nach England zurückkehrt!?

Wie nun aber gehen deutsche Robinsonaden mit der Frage nach dem Raum und dem insularen Dasein um? – Bereits eine Dissertation aus dem Jahre 1892 hat auf die enorme Bedeutung von Defoes Roman aufmerksam gemacht und für das 18. Jahrhundert 60 Robinsonaden nachgewiesen, allein bis 1731, dem Erscheinungsjahr des ersten Bandes von Johann Gottfried Schnabels „Insel Felsenburg“, kommen 25 Robinsonaden heraus. Zu Recht weist der Verfasser August Kippenberg auf eine wichtige Unterscheidung hin: zum einen gibt es Texte, die das Robinson-Motiv auf verschiedene Weisen weiterbilden, zum anderen existieren Bücher, die den reinen Abenteuercharakter gestalten.¹¹ Dadurch wird jedoch auch die besondere Bedeutung von Schnabels Roman klar, denn es kristallisiert sich hier neben der Robinsonaden-Handlung „eine neue Grundidee“ heraus, weil er „aus dem insularischen Leben ein utopisches Staatswesen hervorgehen“ läßt.¹² Die Robinsonade wird in eine Utopie transformiert.

Aber es liegen auch wirkmächtige Adaptionen des Robinson-Stoffes vor, die sich mehr oder weniger eng an die englische Vorlage halten und dem deutschen Publikum vorführen, wie man diese Geschichte zu lesen und zu verstehen habe – nämlich ganz im aufklärerischen Sinne. Interessant dabei ist, daß zwei so unterschiedliche Romane wie die in denselben Jahren 1779/80 erschienenen von Joachim Heinrich Campe, „Robinson der Jüngere“, und von Johann Karl Wezel, „Robinson Krusoe“, bereits in ihren Vorworten auf die einflußreiche Lesart von Rousseau zu sprechen kommen, was einerseits faktisch auf die enorme Bedeutung Rousseaus hinweist, in dem man einen guten Gewährsmann für die eigene Beschäftigung mit der Thematik sieht, andererseits den Bezugspunkt für bestimmte Aktzentverlagerungen und Ummodellierungen des Originaltextes bildet. Campe zitiert die komplette Passage aus dem Emile, um schließlich die Notwendigkeit seiner Bearbeitung daraus abzuleiten; er möchte nämlich seinen Text von „soviel weitschweifige[m], überflüssige[n] Gewäsche, womit dieser veraltete Roman überladen ist“, freihalten (vgl. Campe, S. 11) und weiterhin „die fehlerhafte moralische Seite desselben“ (ebd.) tilgen. Dies vor allem deshalb,

11 August Kippenberg: *Robinson in Deutschland bis zur Insel Felsenburg (1731-1743)*. Diss. Leipzig. Hannover 1892. Vgl. S. 42ff., 45.

12 Ebd. S. 96.

weil er, wie er sich explizit ausdrückt, ein Kinderbuch vorgenommen hat zu schreiben. Zu den Änderungen gegenüber dem Original gehört die Zerlegung der Geschichte in drei Perioden: „In der ersten solt’ er ganz allein und ohne alle europäische Werkzeuge sich blos mit seinem Verstande und mit seinen Händen helfen, um auf der einen Seite zu zeigen, wie hülflos der einsame Mensch sei, und auf der andern, wie viel Nachdenken und anhaltende Strebsamkeit zur Verbesserung unsers Zustandes auszurichten vermögen. In der andern geselte ich ihm einen Gehülften zu, um zu zeigen, wie sehr schon die bloße Geselligkeit den Zustand des Menschen verbessern könne. In der dritten Periode endlich ließ ich ein europäisches Schif an seiner Küste scheitern, und ihn dadurch mit Werkzeugen und den meisten Nothwendigkeiten des Lebens versorgen, damit der große Werth so vieler Dinge, die wir gering zu schätzen pflegen, weil wir ihrer nie entbehrt haben, recht einleuchtend würde.“ (Campe, S. 11f.) Hinzu kommen dann gravierende Perspektivenverschiebungen, denn Campe läßt die Robinson-Geschichte einen Vater seinen Kindern erzählen, wodurch eine auktoriale Position erzeugt und immer wieder auf den pädagogisch-didaktischen Kern der Handlung abgezielt wird. Das sieht dann so aus wie in der folgenden Szene, die noch vor den eigentlichen Insel-Abenteuern liegt. „Den *Robinson*“, erzählt der Vater, „aber ließ er [sc. Der liebe Gott] vermuthlich deswegen noch am Leben, damit er durch Trübsale erst gebessert würde. Denn da er ein gütiger Vater ist: so sucht er die Menschen auch durch Leiden zu bessern, wenn sie durch Güte und Nachsicht sich nicht wollen bessern lassen.“ (Campe, S. 49) Fortan geht es darum, in der Verbindung von Gebet und Arbeit (vgl. Campe, S. 136 u.ö.) sich die Insel zu erobern, den Raum anzueignen und dabei praktische Fähigkeiten und Fertigkeiten weiter auszubilden und zu erproben. Am Ende erscheint Robinson als „der Monarch“, „der unumschränkte König und Beherrscher der ganzen Insel“, „der Herr über das Leben und den Tod aller seiner Unterthanen.“ (Campe, S. 208) Alles in streng-striktem protestantischen Geiste, der keine wirklichen – äußeren wie inneren – Gefährdungen zuläßt. Die Robinsonade, so hat es Reckwitz ein wenig boshaft ausgedrückt, erscheint bei Campe als „bloßes Handbuch für technisch-handwerkliche Begriffe sowie Abläufe“¹³, eingerahmt von einer protestantisch-bürgerlichen Ideologie.

„Wezel“, so resümiert Elke Liebs in ihrer Monographie „Die pädagogische Insel“, „gebührt in erster Linie das Verdienst, Rousseaus Anregungen aufgenommen und in eine Jugendfassung des Robinson eingearbeitet zu haben,

13 Reckwitz: *Die Robinsonade* (wie Anm. 7). S. 278.

[...]“¹⁴ Während Wezels erster Teil Robinsons Inselabenteuern gewidmet ist, die er entlang der von ihm betitelten „vier Haupturheber der menschlichen Erfindungen: Not, Zufall, Leidenschaft, Witz“ entwickelt, beschreibt der zweite Teil dann die Geschichte der von Robinson initiierten Kolonie, wobei „Beispiele von den Veränderungen in dem Zustande der Gesellschaft und von den Erfindungen, die aus der gesellschaftlichen Vereinigung herfließen“, im Mittelpunkt stehen. Ja, mehr noch, wie in einer Nußschale konstruiert Wezel den Gang der Menschheits- und Zivilisationsgeschichte – überaus materialistisch – entlang ökonomischer Notwendigkeiten (Arbeit, Bedürfnisbefriedigung, Arbeitsteilung und daraus resultierende institutionelle und rechtliche Anforderungen): „ein kleiner Menschenhaufen wird durch Not, Zufall, Leidenschaft, Witz auf die verschiedenen Arten der Subordination, auf die Einführung richterlicher Gewalt, auf verschiedene politische Verfassungen, auf die Verschiedenheit des Vermögens, der Beschäftigung und des Standes, auf Handel, Geld und Verarbeitung der Naturprodukte geleitet, erwächst zu einem eingerichteten Staate und stirbt.“ (Wezel, S. 134) Anders als in der englischen Vorlage und auch in Campes Text, verzichtet Wezel auf die Religion und den lieben Gott, um Robinson und die nachfolgende Kolonie in bestem aufklärerischen Sinne ganz auf sich selbst (Kants Aufklärungsgedanke des ‚sapere aude‘) besinnen zu lassen. Hier existiert kein transzendent-transzendentes Obdach mehr, sondern muß der Mensch, der Einzelmensch wie auch die Gemeinschaft, eigene Erfahrungen machen. Wezel, so Elke Liebs weiter, setze

[a]n die Stelle von Rousseaus phänomenologischer Erziehung durch die ungesteuerte Selbsterfahrung an den Dingen [...] die nur sich selbst verantwortliche Auseinandersetzung mit den Veränderungen, die Zufall, Notwendigkeit, Leidenschaft und Witz im Leben eines jeden einzelnen bewirken. In dieser äußersten Reduktion des Menschen auf sich selber als einzige Erkenntnisquelle steckt eine moralische Dynamisierungstendenz, vor deren potentieller Wucht sich Defoe und Rousseaus Menschenbild vergleichsweise statisch ausnimmt, [...].¹⁵

Auch wenn Johann Gottfried Schnabel in der Vorrede zum ersten Band der „Insel Felsenburg“ von 1731 beteuert, daß seine Erzählung „keine blossen Gedichte, Lucianische Spaas-Streiche zusammen geraspelte Robin-

14 Elke Liebs: *Die pädagogische Insel. Studien zur Rezeption des „Robinson Crusoe“ in deutschen Jugendbearbeitungen.* Stuttgart 1977. S. 149.

15 Vgl. ebd.

sonaden-Späne und dergleichen sind“, also weder dem Robinson-Muster noch der Utopie folgen, sondern eine „Geschichts-Beschreibung“ sei, die dem Leser „zu besonderer Gemüths-Ergötzung überlassen“ (Schnabel, S. 5) werde, so erfüllt der Roman dennoch ebenso das Muster der (Gruppen-) Robinsonade wie zusätzlich das der Utopie. Auch wenn letztere rein quantitativ gegenüber dem dominierenden Robinsonaden-Teil abfällt, deutet sich im (freilich erst seit der romantischen Neuausgabe durch Ludwig Tieck üblich gewordenen) Titel „Insel Felsenburg“ das „soziale Traumland“ (Ernst Bloch) an. Schnabel steht in einem langen Traditionszusammenhang, denn:

seit mehr als zweitausend Jahren ist in Utopien die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen abgeschafft. Sozialutopien kontrastieren die Welt des Lichts gegen die Nacht, malten ihr Lichtland breit aus, mit dem gerecht gewordenen Glanz, worin der Unterdrückte sich erhob, der Entbehrende sich zufrieden fühlt.¹⁶

Schnabels Roman, der literarhistorisch als erster bürgerlicher Roman in Deutschland gelten darf¹⁷, hat darüber hinaus eine unvergleichliche Wirkungsgeschichte hervorgebracht, die von Goethe bis zu Arno Schmidt reicht. Schmidt ist es dann auch, der in mehreren Texten, in Essays und Rundfunkfeatures, für Schnabel geworben hat. Die Insel Felsenburg, so Schmidt, ist „der erste deutsche Roman von globaler Wirkung.“

Alle unsre Großen haben ihn in ihrer Jugend, und meist begeistert, gelesen; ob Lessing, Herder, oder der literarische Meisterdieb Wilhelm Hauff. Johann Heinrich Voß hat in seiner Neubrandenburger Zeit eine breit angelegte Fortsetzung entworfen, von der leider nichts erhalten geblieben ist.¹⁸

In einem anderen Text schreibt Schmidt noch:

es ist bezeugt, daß um und nach 1750 die Bibliothek des Bürgers aus mindestens 2 Groß-Büchern bestand: der BIBEL und der INSEL FELSENBURG! Bevor etwa der junge Handwerksgesell die Wanderschaft durch's weite wirre

16 Bloch: *Das Prinzip Hoffnung* (wie Anm. 2). S. 550f.

17 Vgl. dazu noch die Besprechung von Harro Zimmermann vor einigen Jahren anlässlich der Neuausgabe von Schnabels „Insel Felsenburg“: „Das gefährdete Asyl der Redlichen“. In: *Frankfurter Rundschau*, 14.11.1997.

18 Arno Schmidt: „Herrn Schnabels Spur. Vom Gesetz der Tristaniten“. In: Ders.: *Das essayistische Werk zur deutschen Literatur in vier Bänden. Sämtliche Nachtprogramme und Aufsätze*. Bd. 1. Zürich 1988. S. 69.

„Reich“ antrat, gab ihm der Meister die 2.500 Seiten mahndend zu lesen: als Ersatz für noch mangelnde, praktische Lebenserfahrung.¹⁹

Das mag gewiß damit zu tun haben, daß sich bei Schnabel diese beiden Motivstränge, Robinsonade und Utopie, durchdringen und überlagern. Michael Winter hat in seinem großangelegten „Compendium Utopiarum“ die „Insel Felsenburg“ als „utopische Robinsonade“ bezeichnet und als zentrale These herausgestellt, daß die geographische Reise „zugleich das literarische Bild für die Reise in die Innerlichkeit der bürgerlichen Moral, in den Innenraum, den sich diese Gesellschaft vor dem Zugriff der Staatsmächte geschaffen hat“, abgibt.

Der Emigration an den äußersten Rand der bekannten Welt entspricht in diesem utopischen Roman eine innere Emigration in die Sphäre der privaten bürgerlichen Moral und Redlichkeit, die sich von allen Strukturen der europäisch-absolutistischen Gesellschaft abwendet.²⁰

Die Romanhandlung ist erkennbar zweigeteilt: zunächst werden die Geschichte des Schiffbruchs und der Ankunft des Urvaters Albertus Julius samt seiner Begleiter, des französischen Kapitäns Lemelie und Mons. Van Leuven und seiner Frau Concordia, die Konflikte untereinander und die Bewältigung der Natur geschildert, bis dann der Aufbau der Insel-Kolonie erfolgt, dem noch (das macht den überwiegenden Teil der Originalfassung aus) eine Reihe von Lebensgeschichten einzelner Kolonisten beigegeben sind, die alle dem Muster der Flucht vor bedrohlichen europäischen Verhältnissen entsprechen.

Über die Topographie der Insel selbst erfährt der Leser jedoch kaum etwas. Bereits früh schon wird er vom Erzähler auf einen (dem Text beigegebenen) Grundriß verwiesen, um „dem curiösen Leser eine desto bessere Idee von der gantzen Landschafft zu machen“ (Schnabel, S. 98), tatsächlich aber, um die vermeintlichen „Annehmlichkeiten“, von denen im Blick auf Vegetation, Flora und Fauna häufiger die Rede ist, nicht erst ausführlicher beschreiben zu müssen. Ja, es scheint sogar „unmöglich“, „auf einmal alles ausführlich zu beschreiben“ – doch auch später im Text spart Schnabel an solchen Darstellungen. Vielmehr wird die Insel stets als Paradies apostrophiert

19 Arno Schmidt: „Wunderliche Fata einiger Seefahrer“. In: Ders.: *Das essayistische Werk* (wie Anm. 18). S. 80.

20 Michael Winter: *Compendium Utopiarum. Typologie und Bibliographie literarischer Utopien*. Stuttgart 1978. S. 193.

(vgl. etwa Schnabel, S. 88, 102, 152 u.ö.), d. h. als ein Raum gesetzt bzw. konstruiert, der topisch der europäischen Welt als dem Ort der Gewalt, des Verbrechens und des Unheils entgegengehalten wird. Das Inselparadies ist vielmehr ein erdachter Raum, der mit wenigen Stereotypen charakterisiert wird. Eigentliche und eigentümliche Landschaftsschilderungen, darauf hat Rosemarie Nicolai-Haas verwiesen, fehlen.²¹ Einzig durch das Fehlen des Spielerischen, bloß Anmutigen und Rokokohaften, so Nicolai-Haas weiter, ist die Insel gekennzeichnet²²; ja, es ließe sich behaupten, daß das ästhetische Element, also sozusagen das Überflüssige, gänzlich verschwunden ist, zurückgenommen hinter den Nützlichkeitsgedanken; denn Landschaft und Raum der Insel sollen den Kolonisten zu Diensten sein und von allen gleichermaßen geteilt und be- oder genutzt werden. Die Inselkolonie, die man geradesogut als kommunistische wie protestantisch-pietistische Gemeinschaft bezeichnen kann, hat noch keinen Sinn fürs Ästhetische, weil dieses die Erinnerung an die überwundene europäisch-höfische Kultur heraufruft. Statt dessen regiert der Utilitarismus: Natur und Landschaft, der Inselraum, werden urbar gemacht, und die Wohnstätten der Kolonisten, die auf einem Rundgang dem Leser nacheinander vorgeführt werden, haben alle etwas Geometrisch-Abgezirkelts an sich. Das paßt schließlich zu einer Einstellung dem Leben gegenüber, die im Müßiggang aller Laster Anfang sieht (Schnabel, S. 382). Auf der Insel jedoch sind „die Tugenden in ihrer angebohrnen Schönheit anzutreffen, hergegen die Laster des Landes fast gänzlich verbannt und verwiesen“ (Schnabel, S. 325). Zu den Konstruktionsbedingungen des utopischen Entwurfs der Insel gehört, wie Nicolai-Haas zu Recht resümiert, daß „Mangel und Überfluß“ auszuschalten sind:

es ist ein Ort zu schaffen, der dem Menschen genau das bietet, was er braucht. Das ist der Zweck, zu dem die utopische Insel Felsenburg entworfen wurde; gemäß dieser Voraussetzung muß sie, gerade durch das, was uns anfangs befremdete, als idealer Ort erscheinen. Natur und Landschaft zeigen sich hier, abgelöst von allem Zufälligen, rein in der Seinsform, die die Aufklärung für ihre wesentliche hielt: als bildsames Material, bestimmt und geeignet, vom Menschen geformt und genutzt zu werden.²³

21 Rosemarie Nicolai-Haas: „Die Landschaft auf der Insel Felsenburg“. In: Alexander Ritter (Hg.): *Landschaft und Raum in der Erzählkunst*. Darmstadt 1975. S. 264ff.

22 Ebd. S. 284.

23 Ebd. S. 285. – Vgl. dazu auch allgemein noch: Wilhelm Voßkamp: „Theorie und Praxis der literarischen Fiktion in Johann Gottfried Schnabels Roman

Fassen wir es noch einmal in einer These zusammen: Beide Formen – die Robinsonade wie die (literarische) Utopie – sind Raumromane, insofern sie einen einzelnen Menschen oder eine Gruppe an einen fernen, fremden Ort versetzen; die tiefe Paradoxie dieses vermeintlichen Raumromans liegt darin, daß die Topik des Ortes faktisch keine Rolle fürs Erzählen spielt. Denn dieser Ort wird stets schon als ‚aufgehoben‘ begriffen, d.h. als angeeigneter, eroberter und beherrschter Ort konzipiert. Er ist mithin niemals wirklich fremd, bedrohlich oder gar gefährlich. Der Raum, so hat uns nicht zuletzt der französische Philosoph und Soziologe Henri Lefebvre immer wieder gezeigt²⁴, ist eine Idee und als solche eine soziale Konstruktion: in den bürgerlichen Utopien und Robinsonaden erhält diese Raumidee zugleich noch die Funktion einer entweder milden (Defoe) oder harschen (Wezel) Kritik an den europäischen Verhältnissen der Zeit, denen gegenüber dann der Inselraum als eine geradezu paradiesische Welt (Schnabel) etabliert wird.

Es gibt aber auch noch anderes. Nämlich die Kritik an solchen utopischen Konzepten – lange bevor auf systematische Weise mit der Dystopie an breiter Front die Zukunftshoffnungen und -erwartungen destruiert werden. Denn inmitten der mittleren Phase der deutschen Aufklärung schreibt C. F. Gellert, der im übrigen eine gute Kenntnis der zeitgenössischen englischen Literatur hatte und informiert war über die Romanproduktion ebenso wie den Markt mit moralischen Wochenschriften, die Fabel „Inkle und Yariko“. Gellert gibt dabei selbst an, auf den Stoff durch einen Text aus dem „Zuschauer“ angeregt worden zu sein. Die Geschichte handelt von dem jungen englischen Kaufmann Inkle, der aus „Liebe zum Gewinnst“²⁵ auf ein Schiff getrieben worden ist, um im Fernhandel sein Geschäft zu machen, dann zunächst in einem Sturm kentert, an Land – mutmaßlich Amerika – kommt, wo ihn „Wilde“ versorgen. Namentlich eine junge Schöne, die wilde Indianerin Yariko, nimmt sich seiner an. Unter den fremden Bedingungen – (vermeint-

„Die Insel Felsenburg“. In: *Germanisch-Romanische Monatsschrift. Neue Folge*. Bd. 18. 1968. S. 131-152; Dietrich Grohnert: „Schnabels ‚Insel Felsenburg‘. Aufbau und Verfall eines literarischen sozialutopischen Modells“. In: *Weimarer Beiträge*. 35. Jg. 1989. H. 4. S. 602-617.

24 Vgl. etwa Henri Lefebvre: „Die Produktion des Raums“ (1974). In: *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*. (Hg.) Jörg Dünne und Stephan Günzel. Frankfurt/M. 2006. S. 330-342.

25 C. F. Gellert: „Fabeln und Erzählungen“. In: Ders.: *Gesammelte Schriften. Kritische, kommentierte Ausgabe*. Bd. IV. (Hg.) Ulrike Bardt und Bernd Witte unter Mitarbeit von Tanja Reinlein. Berlin/New York 2000. S. 70 (Zitate daraus im Text!)

lich) herauskatapultiert aus seinen vertrauten Lebensgewohnheiten – findet eine Annäherung statt, wobei der Mangel an gemeinsamer Sprache nun durch gemeinschaftliche Empfindungen kompensiert wird: „Durch Mienen redt dieß Paar, durch Mienen wird's vertraut./ Sie winkt ihm mit der Hand, er folgt ihrem Schritte./ Mit Früchten speist sie ihn in einer kleinen Hütte,/ Und zeigt ihm einen Qvell, vom Durst sich zu befreyn./ Durch Lächeln rät sie ihm, getrost und froh zu seyn.“ (Gellert, S. 71) Am Ende steht die Liebe: „Die Liebe flößt dem Paar bald eine Mundart ein./ Sie unterreden sich durch selbst erfundne Töne.“ (ebd.) Sie erreichen ein Einverständnis – diesseits von Sprache, Vernunft und Diskurs. Ja, mehr und weiter noch, es ist die vermeintlich Wilde, die den Zivilisierten allererst kultiviert, denn sie bereitet Inkle allererst eine schöne Wohnstatt: „Sie bringt ihm manch Geschenk, und schmückt sein kleines Haus/ Mit mancher bunten Haut, mit bunten Federn aus; [...]“ (ebd.) M. a. W.: die Frau kultiviert den Mann, indem sie ihm ein Gefühl für Ästhetik vermittelt. An diesen gemeinschaftlich verbrachten Tagen erzählt Inkle immer wieder auch von seiner Heimat und von dem, was er dort zurückgelassen hat, woraufhin auch bei ihr der Wunsch entsteht, Inkle wieder zurück nach England zu begleiten – „[a]us Treue gegen ihn“, heißt es, ist sie bereit, ihr eigenes Vaterland zu vergessen. (Gellert, S. 72) Und es geschieht, was offenbar geschehen muß. Inkle bereut schon auf der Rückreise, auf der Zwischenstation Barbados, dass er mit leeren Händen von seiner Reise in die zivilisierte Welt zurückgekehrt ist. Er muß „mit leerer Hand“ zurückkommen: „Dieß war für seinen Geiz ein trauriges Geschick.“ (ebd.) Mit aller Macht und Gewalt kehrt schließlich seine alte „Liebe zum Gewinn“ umso heftiger zurück: er „führt Yariko zum Sklavenhändler hin.“ Als die inzwischen Schwangere fleht, weint und schreit, reagiert er noch weit unerbittlicher: er verkauft sie um „drey Pfund Sterling mehr“ (ebd.).

Gellerts Moral aus der erzählten Geschichte rührt zunächst ans Allgemeinmenschliche, dessen Fundus sich in all seinen Fabeln und Erzählungen leicht ausmachen lässt, getreu der didaktischen Maxime: dem, der nicht viel Verstand besitzt, die Wahrheit durch ein Bild zu sagen. Er verurteilt das „Laster“ des Engländers, der um des schnöden Gewinns willen seine menschlichen Gefühle und Regungen preisgibt. Bernd Witte betont in seiner Interpretation der Fabel zu Recht, dass Gellert – ähnlich auch wie die anderen Bearbeitungen des Stoffes – „mit dem Gegensatz zwischen Herz und Liebe auf der einen und Verstand, Berechnung und Kalkül auf der anderen Seite zwei zentrale Kategorien aufklärerischen Denkens ins Spiel“ bringt.

Im Gegensatz zu seiner Vorlage und zu anderen Bearbeitungen des Motivs, betont Gellert jedoch nicht so sehr die sentimentale Seite des Motivs, das beklagenswerte Schicksal der Yariko, als vielmehr die Herzlosigkeit des Engländers Inkle [...].²⁶

Es findet eine bemerkenswerte Inversion statt: denn die Rollen verkehren sich – jetzt ist die Wilde nämlich die Zivilisierte, während der Europäer der eigentlich Barbarische ist.²⁷ Wenn man so will, läßt sich hierin auch schon so etwas wie aufklärerische Selbstkritik (*avant la lettre*) ausmachen, der moralische Zeigefinger, daß aufklärerische Werte und bürgerliche Tugenden stets bedroht sind, nicht zuletzt von einem (undurchschauten) Markt und seinen Gesetzmäßigkeiten, die solche kapitalistischen Wirtschaftens – eine Surplus-Produktion – sind, eingeholt und überboten zu werden.

Im Grunde genommen formuliert Gellert in seiner Inkle und Yariko-Geschichte den Gegenentwurf zu den bekannten und verbreiteten Utopien. Utopien nämlich zerbrechen an der Macht der Geschäftsbücher, am allüberall gegenwärtigen Kaufmanns- und Handelsgeist, den Gellert in Gestalt des jungen Engländers Inkle als typischen Repräsentanten des merkantilen Bürgertums und der kapitalistischen Warenwirtschaft kennzeichnet. Da bleibt kein Raum mehr für Utopien. Alle Plätze und Orte sind besetzt. Denn der ‚Denkraum‘, d. h. die vom Geist des Kapitalismus beherrschte Ideologie, kennt eigentlich schon keine fernen, exotischen Orte mehr, keine Alternativen zur europäischen Welt und Zivilisation. Zwar macht sich Gellert in vielen seiner Text für so etwas wie die „weibliche Kultur“ (Georg Simmel) stark, arbeitet also selbst auch an einer feministischen Utopie mit, etwa in der Figur seiner Romanheldin, der „Schwedischen Gräfin von G***“, die – wie es gleich eingangs des Textes durch die Worte des Veters heißt – am Vormittage „als ein Mann und Nachmittage als eine Frau“ erzogen wird, mithin das Ideal eines Menschen darstellt; doch scheitert diese Utopie bereits in den Anfängen, weil die männlich dominierte, patriarchalische Kultur und warenorientierte Wirtschaft kein ‚Außen‘ zulassen kann, keine anderen Orte, die den eigentümlichen ‚Denkraum‘ gefährden könnten.

26 Bernd Witte: „Die Wahrheit durch ein Bild zu sagen‘. Gellert als Fabeldichter“. In: *„Ein Lehrer der ganzen Nation.“ Leben und Werk Christian Fürchtegott Gellerts*. Hg. Bernd Witte. München 1990. S. 45.

27 Vgl. dazu allgemein auch: Jürgen Jacobs: „Der edle Wilde und die ‚Laster dieser Europäerwelt““. In: Ders.: *Aporien der Aufklärung. Studien zur Geistes- und Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts*. Tübingen/Basel 2001. S. 65-83.

Siglen

- Campe Joachim Heinrich Campe: *Robinson der Jüngere, zu angenehmen und nützlichen Unterhaltung für Kinder*. Nach dem Erstdruck herausgegeben von Alwin Binder und Heinrich Richartz. Stuttgart 1981.
- Defoe Daniel Defoe: *Robinson Crusoe*. In der Übersetzung von Hannelore Novak. Frankfurt/M. 1983.
- Schnabel Johann Gottfried Schnabel: *Insel Felsenburg*. (Hg.) Volker Meid und Ingeborg Springer-Strand. Stuttgart 1994.
- Wezel Johann Karl Wezel: *Robinson Krusoe*. Textrevision Erika Weber. Berlin 1990.

Inhaltsverzeichnis

Werner Jung / Sibylle Schönborn	
Unser John, unser Gellert.	
Ein persönliches Vorwort	9
John F. Reynolds	
Einige Anmerkungen zur Entstehungsgeschichte der Edition von Gellerts „Sämtlichen Schriften“ anhand einiger Briefe	13
Rafael Arto-Haumacher	
Von der Poesie zur Moral. Zur Rolle der schönen Literatur in Werk und Wirken des späten Gellert	43
Werner Jung	
Kein Ort. Nirgends. Utopien und Robinsonaden – und ihre Kritik durch C. F. Gellert	63
Rafael Arto-Haumacher	
„Den ausführlichen Inhalt einem Briefe anzuvertrauen, würde wenigstens wieder die Klugheit seyn.“ Das Gespräch Gellerts mit Friedrich II.: briefliche Fassung und unautorisierte Druckvariante	79
Sibylle Schönborn	
Das Geschlecht der Tiere. Zu Christian Fürchtegott Gellerts Fabel „Die Seemuschel und der Krebs“	95

Geoffrey C. Orth	
The Musical Reception of C. F. Gellert's <i>Geistliche Lieder</i>	
in North America	107
William A. Little	
Gellert and the Musicians.	
Some Thoughts and Speculations	121
Vera Viehöver	
Ein „musikalischer Gellert“: Johann Adam Hiller	131
Bernd Witte	
Die andere Aufklärung.	
Johann Joachim Winckelmanns Erfindung des neuzeitlichen	
Individualismus aus dem Geiste des Griechentums	151
Nadja Reinhard	
Zur moralischen Satire der Frühaufklärung.	
Gottlieb Wilhelm Rabener liest ‚Don Quijote‘	173
Thomas P. Saine	
Hellste Köpfe, dickste Finsterniß.	
Der Beruf des Predigers und das Studium der Theologie	
im 18. Jahrhundert	189